

JUBAZZ

Ausgabe 4/2020 2 EURO



Neue Ansätze in der Drogenpolitik

Der Frankfurter Zürcher Weg

Im Jahr 2000 besuchte ich eine Therapie, um meiner eigenen Heroinsucht Herr zu werden. Dort schrieb ich ein Tagebuch. Ich veröffentlichte dieses vor zwei Jahren in einem ersten von drei Bänden.

Mit der Absicht Lesungen zu halten, Kontakte zu schmieden und bekannt zu werden, habe ich mich in mehreren deutschen Städten herumgetrieben. In Frankfurt habe ich mit der JuBaz eine tolle Partnerin gefunden. Sie veröffentlicht Texte und unterstützt mich bei Projekten. Ich bin pro Jahr mindestens ein halbes Dutzend Mal in Frankfurt und kenne den Frankfurter Weg mittlerweile ziemlich gut.

Als dann die Pressemitteilung kam, dass Frankfurt den Zürcher Weg adaptieren möchte, sah ich mich in der idealen Position aus dem Zürcher Nähkästchen zu plaudern.

Ich bin in der vorteilhaften Position, tiefen Einblick in die Drogenszene beider Städte zu haben. Als ehemaliger Junkie, dessen Jagdgründe sich ausschließlich in Zürich befanden, glaube ich mir das Recht erworben zu haben, mich kritisch zum Zürcher Weg äußern zu dürfen.

Um den Unkenrufen zuvorzukommen, natürlich gibt es vieles, was in Zürich gut gemacht wird. Das Leben eines Junkies heute ist dem von vor 30 Jahren in jedem Fall vorzuziehen. Dennoch sollten die frankfurter Entscheidungsträger nicht alles glauben, was in der Werbebroschüre (aka. dem Schweizer Drogenbericht und der Zürcher Homepage) so geschrieben steht.

Wir haben keinen Heino Stöver. Wir können in der

Schweiz deshalb leider nicht mit einem alternativen Drogenbericht aufwarten. Mit ein wenig gesundem Menschenverstand und Erfahrung mit der Materie sollte man dennoch in der Lage sein, zwischen den Zeilen zu lesen.

Ich beziehe mich vor allem auf die Pressemitteilung¹ und dem Bericht aus der FNP² (Frankfurter Neue Presse). Dort steht zum Beispiel, dass sich Frankfurt keinen Konsum mehr auf offener Straße wünscht. Keine offene Drogenszene mehr wie es in Zürich der Fall ist. Da muss ich Sie leider enttäuschen. Natürlich wurde und wird in Zürich nach wie vor auf offener Straße, auf öffentlichen Toiletten, unter Brücken und in Parks konsumiert. Denn die Konsumräume sind nur für echte Stadtzürcher offen. Wenn man wie ich, vom 30 km entfernten Aarau kommt, darf man Konsumräume nicht betreten. Was hingegen stimmt, ist, dass in Zürich der Konsum auf der Straße weniger auffällt als in Frankfurt. Das hängt damit zusammen, dass die Zürcher Polizei täglich und engmaschig Streife fährt. Außerdem sind viel Polizisten in Zivil unterwegs, die jeden, der sich ein 20 Franken Briefchen kauft, festnehmen.

Des Weiteren steht im FNP Text, man möchte die Szene in Hilfseinrichtungen verlagern, den Süchtigen mit Wohnraum versorgen und die Substitution niedrigschwelliger ansetzen. Das tönt alles schön und gut. Nur, wer soll das zahlen? Und wie sieht es mit der Infrastruktur vor Ort aus, der Vernetzung und den Kapazitäten von niedrigschwelligen Drogenhilfeeinrichtungen, Entgiftungsstationen, Übergangs- und Therapieeinrichtungen? Außerdem wird gefordert, sich in Sachen

»Deal« auf die großen Fische zu konzentrieren. Offensichtlich ist das wünschenswert, wird aber in Zürich ebenso wenig durchgesetzt wie anderswo.

Dann ist da noch die Rückführung. Ich habe das selbst ein paar Mal gemacht. Es läuft in etwa so ab. Man wird von der Polizei aufgegriffen, entweder beim Kauf oder Konsum von Drogen. Natürlich nur, wenn man doof genug war, nicht aufgepasst hat und sich erwischt ließ. Dann wird man zunächst auf dem Posten einem »Verhör« unterzogen, anschließend wird man in eine Massenzelle verfrachtet, bis ein Fahrzeug frei ist. Mit auf dem Rücken gefesselten Händen wird man von drei Polizisten in einem fensterlosen kleinen Kastenwagen in die Wohngemeinde gefahren. Das ist der unangenehmste Teil der ganzen Aktion. Dort bringen einen die Polizisten aufs Sekretariat der Gemeinde. Die wissen zwar, dass jemand kommt. Sie wissen aber nicht, was sie mit ihm machen sollen. Also machen sie gar nichts.

Nachdem die Fesseln entfernt sind und die Zürcher Polizisten das Gemeindehaus verlassen, spaziert der Süchtige hinter ihnen her, ohne mit jemandem der Gemeinde gesprochen zu haben. Er nimmt den nächsten Zug nach Zürich und passt diesmal besser auf, so dass er nicht wieder erwischt wird.

Einmal bat ich die Polizisten, ob sie mich nicht mitnehmen könnten, da wir ja offensichtlich denselben Weg hätten. »They were not amused.«

Als Letztes wird im FNP Bericht der Plan erläutert, eine frankfurter SIP (Sicherheit, Intervention und Prävention) aufzubauen. Auf der Homepage der Stadt Zürich steht, dass die SIP keine polizeilichen Kompetenzen hat. Sie soll lediglich helfen Konflikte zu schlichten, die zwischen Süchtigen auf der einen Seite und Anwohnern, Ladenbesitzern, Gastronomen, Geschäftsleuten, Touristen und normalen Passanten auf der anderen Seite entstehen.

In Realität sind die Zürcher SIP ein unbewaffneter, verlängerter Arm der Polizei. In Vorbereitung dieses Textes sprach ich mit einigen Bekannten. Ich selbst habe mit der SIP keine Erfahrungen. Es war frappant, wie bei ihrer Erwähnung jedes Mal ein abfälliges Schnauben über die Lippen meiner Kollegen kam. Eine Vertrauensbasis, wie sie im Text der Homepage und auf den Hochglanzfotos der Seite angepriesen wird, gibt es nicht.

Im FNP Bericht wird auf das Konzeptpapier der CDU verwiesen, welches ich selbstverständlich las. Nun

möchte ich auf einige Punkte des CDU Papiers: »Klare Regeln und echte Hilfen³« eingehen. Ich weise auf Irrtümer, durch verzerrte Blicke auf die Vergangenheit hervorgerufen und andere Fehlschlüsse hin. Bei komplexen Problemfeldern, Drogensucht ist geradezu das Paradebeispiel für ein solches, geschieht es häufig, dass sich die eine und auch die andere Seite des Arguments ein zu einfaches Bild macht und Lösungen anbietet, die auf den ersten Blick zwar logisch und erstrebenswert erscheinen, bei genauerer Analyse aber durchfallen.

Gleich am Anfang wird der Wunsch geäußert, keine offene Drogenszene mehr zu haben. Da stellte sich mir als Erstes die Frage, wie genau definiert man »eine offene Drogenszene« und was denken die Meisten, wie es in Zürich aussieht.

Die Zeiten des Platzspitz und des Letten sind in Zürich seit Mitte/Ende der 90er Jahre vorbei. Seit ich ab 2018 oft in Frankfurt bin, sah ich nie etwas Ähnliches wie damals in Zürich. Auch die Bilder von Frankfurt der 90er Jahre sehen schlimmer aus.

Mir fällt beim Lesen auch auf, dass die Corona-Krise für die Verschlechterung der Situation verantwortlich gemacht wird. Es stimmt ganz sicher, dass die Krise das Leben von Süchtigen, Obdachlosen und Randständigen stark beeinträchtigt und erschwert.

Die Probleme, die dann aber im Papier angesprochen werden, herrschten schon vor Corona. Vor allem der sich ausbreitende Konsum von Crack und anderen Amphetaminen wird in mehreren Zeitungs- und Fernsehberichten verantwortlich gemacht. Um Crack zu konsumieren braucht es keinen Konsumraum (auch wenn es da passende Angebote gibt – spezielle Rauchräume). Das raucht man aus einer Pfeife, damit fällt man auf der Straße nicht weiter auf.

Die Wirkung dieser Drogen ist ebenfalls anders. Die Süchtigen sind aggressiver. Der Heroinjunkie ist im Vergleich dazu schon fast die Ruhe in Person. Da sind Konflikte mit Gastronomen und Ladenbesitzern vorgeprogrammiert. In einer Dokumentation von Spiegel TV wird 2018 vom Scheitern des Frankfurter Weg gesprochen.⁴ Damals war die Welt ja noch in Ordnung. Man wäre ausgelacht worden, wenn man jemandem erzählt hätte, dass keine zwei Jahre später alle mit Masken unterwegs sind.

Zurück zum Zürcher Weg. Es stimmt, heute in Frankfurt sieht man im Bahnhofsviertel mehr vom Elend der Drogensucht, als in Zürich. Der Grund ist nicht, dass



Zürich besonders fortschrittlich mit Drogensüchtigen verfährt, eher das Gegenteil. Razzien, Repression, Kontrollen und Einschüchterung auf den Straßen sind ein tägliches Phänomen. Die Junkies verlagern den Konsum hinter verschlossene Türen. Ich möchte nicht behaupten, es handle sich um Crackhäuser, wie man sie ab und an in amerikanischen Filmen zu sehen bekommt, es gibt aber Ähnlichkeiten.

Wenn das ganze Gebäude ausschließlich von Süchtigen bewohnt wird (die Sozialämter zahlen brav die Miete), gibt es auch keine Reklamationen. Die Polizei hat keinen Grund nach dem Rechten zu schauen. Allein wenn sich mal wieder überdurchschnittlich viele Todesfälle ereignen, betreten sie die Wohnblöcke in Begleitung der Sanitäter. Es kommt vor, dass irgendein Arsch Rattengift oder ähnliche Zückerchen zum Strecken des Stoffs einsetzt.

Dass es keine offene Drogenszene, nach dem Vorbild der 90er mehr gibt, hängt auch mit der Technologie zusammen. Auf der Straße findet nur noch ein kleiner Teil des Handels statt. Die meisten haben sich ihren Dealer mittlerweile über WhatsApp oder andere Messenger gekrallt und treffen sich beim Süchtigen oder Dealer zu Hause.

Die Crux mit der Substitution

Am Zürcher Weg ist nicht alles schlecht. Das Leben eines Süchtigen in Zürich heute ist jenem der 90er in jedem Fall vorzuziehen. Dennoch lässt vieles zu wünschen übrig. Ein wichtiger Aspekt des »Zürcher Wegs« ist die Substitution. Es gibt einige grundlegende Probleme, die die Entscheidungsträger nicht bedacht haben. Zunächst einmal, kein Junkie, so sehr er auch das Gegenteil behauptet, will süchtig sein. Jeder kämpft jeden Tag mit sich, um vom Stoff loszukommen. Er verliert den Kampf jeden Tag aufs Neue. Wenn man dann in der »komfortablen« Lage ist, sich um die Beschaffung des Heroins keine Sorgen mehr zu machen, ist das für manche ein wirklicher Gewinn, aber für andere auch die endgültige Kapitulation. Viele wünschen sich weiterhin ein »normales« Leben, was bedeutet dass »clean« sein das höchste Ziel darstellt und eine dauerhafte Substitution bzw. die Angst davor, nie wieder ohne Substitut sein zu können, durchaus real ist und in den Köpfen stark verankert. Substitution kann aber auch ein Sprungbrett in die Normalität und eine geregelte Tagesstruktur sein.

Um all die Probleme angehen zu können muss man eigentlich jede Süchtige und jeden Süchtigen individuell begleiten und betreuen.

Spätestens jetzt stellt sich wieder die Frage; wer soll das zahlen?

Wer spricht mit Junkies?

Das Ziel der Schweiz ist einzig und allein, die Verbannung der sichtbaren Sucht vom Stadtbild. Niemand wird das jemals zugeben, aber für uns Junkies ist das offensichtlich. Für die Stadt ist der Zürcher Weg super. Keine »offene« Drogenszene. Die Leichen liegen nicht mehr auf der Straße, sondern, gut vor aller Augen verborgen, in Treppenhäusern oder zugemüllten Einzimmerwohnungen.

Die wenigen, das Straßenbild verunstaltenden Junkies, werden solange gegängelt, bis sie woanders hingehen. Die

meisten davon haben noch ein begleitendes Alkoholproblem. Es trinkt sich halt besser in der Gruppe und so trifft man sich auf der Straße oder im Park. Wo sollen sie denn sonst hin?

In der sauberen Schweiz ist ein solch asoziales Verhalten nicht tolerierbar und so vertreibt der »Zürcher Weg« mit Hilfe der SIP den kümmerlichen Rest.

Dennoch es gibt vieles am Zürcher Weg, das das Leben des Süchtigen vereinfacht. Nicht alle Betreuer und Sozialarbeiter sind derart zynisch, wie ich sie beschreibe. Viele wollen aus tiefstem Herzen helfen.

Das größte Problem an all diesen Programmen ist, dass diejenige, um deren Überleben es sich dreht, nie gefragt werden. Man spricht über sie, man entscheidet für sie, man plant Wege aus der Sucht ohne mit denen gesprochen zu haben, die am ehesten helfen könnten. Denjenigen nämlich, die Sucht so weit besiegt haben, dass sie wieder ein (halbwegs) funktionierender Teil der Gesellschaft sind. Es gibt viele von uns und wir stellen unser Wissen und unsere Erfahrung nur zu gerne zur Verfügung.

Das macht der Frankfurter Weg besser als der Zürcher Weg. In der Schweiz will so gut wie niemand hören, was ich zu sagen habe. In Frankfurt und den anderen deutschen Städten hingegen wird mein Input geschätzt. Ich behaupte nicht, alle Antworten zu haben.

Das ist vielleicht der große Unterschied. Der Zürcher Weg tut dies nämlich. Sobald wir anfangen, miteinander zu sprechen und den Standpunkt und die Erfahrung des anderen respektieren. Dann finden wir Wege die Tragödien zu mindern.

Tobias Krähenbühl

Quellen zuletzt eingesehen am 23.11.2020:

- 1 <https://cdu-fraktion-frankfurt.de/neues-drogenkonzept>
- 2 <https://www.fnp.de/advertorials/neuer-frankfurter-weg-90083318.html>
- 3 <https://cdu-fraktion-frankfurt.de/neues-drogenkonzept:CDU-Drogenkonzept-2020-09-29.pdf>
- 4 https://www.youtube.com/watch?v=v8Ww1u_X81c&feature=share

Sucht frisst Seele

von Tobias Krähenbühl

All diese Eskapaden ereigneten sich, als Tobi noch Versuche anstellte ein halbwegs normales Leben zu führen. Nur, seine Seele retten, der Zug war wohl endgültig abgefahren.

Sucht frisst Seele.

Mit dem was nach dem Verdauen ausgeschieden wird, kommt man gleich in den achten Höllenkreis, der für Schmeichler, Diebe, Huren, Räuber und Lügner vorbehalten ist. Alles Attribute, die zu jedem Junkie passen. Von da ist es nur noch einer und man ist im neunten und letzten Kreis der Hölle und kann sich mit Luzifer und Lilith die Zeit vertreiben. Sogar im Fegefeuer ziehen die Süchtigen die Arschkarte. Deprimierend, wenn man so darüber nachdenkt.

Es ist ein Sonntag, an den er sich erinnert, als die Sucht sich an einem großen Teil seiner Seele gütlich tat. Ein typischer Tag. Tobi bekam ganz langsam Entzugserscheinungen und konnte mit keinem Plan aufwarten, wie er an Geld, geschweige denn Stoff kommen sollte. Die Episode muss sich ereignet haben, als Tobi sich so gut wie jeden Abend hoch und heilig versprach, heute sei es das letzte Mal, dass er konsumiere. Morgen beginne der Entzug.

Wie jedes Mal, verpuffte die Willenskraft schon wenige Augenblicke vor dem Aufwachen. Das Gefühl der knackig kalten Knochen ist nur ein Vorbote des Entzuges. Es dauert bestimmt noch 48 Stunden, bevor die Schmerzen richtig beginnen. Und trotzdem, noch am Träumen hält Tobi die eingebildete Kälte nicht mehr aus.

Je öfter Tobi versagte, desto schwächer wird sein Widerstand, nur seinen Galgenhumor, den verlor er nie. Viel später, als er die Tagebücher aus dieser Zeit durchstöberte, stieß er auf folgenden weitsichtigen und grundtraurigen Eintrag:

»Auf die Gefahr hin mich zu wiederholen, ... aber heute ist es das letzte Mal, dass ich Heroin nehme!«

An besagtem Morgen erwacht Tobi aus unruhigem Schlaf

und fühlt das hässlich, leere Gefühl in der tiefsten Stelle seines Magens. Lange kann es nicht mehr dauern, bis die Schmerzen einsetzen. Dieser Gedanke reicht, um den Jammer hervorzulocken. Sein Kopf spielt ihm vor, er befände sich schon im vollen Kampf mit dem Krampf.

Um diesem Hysteron-Proteron zu entkommen, gibt es nur ein Gegenmittel.

Heroin!

Die im Geiste getroffene Entscheidung reicht, die (eingebildeten) Schmerzen zurückzudrängen. Auch wenn Tobi keinen roten Heller besitzt und auch keine Ahnung hat, wie er an Geld und anschließend den Stoff kommen soll. Sobald das Ziel gesetzt ist, stellt sich sein ganzer Körper darauf ein. Eigentlich ist es gerade für Tobi häufig von Vorteil, dass er beim Erwachen noch keine Ahnung hat, woher das Geld für den Stoff kommen soll. Wenn er das Geld schon bereit hätte, würden ihn die vier bis fünf Stunden Wartezeit, bis der erste Dealer seinen Bauchladen öffnet, halb wahnsinnig machen.

Solche Morgen laufen alle nach demselben Schema ab. Tobi muss Zeit schinden. Er versucht, die Augen zu schließen und noch ein paar Stunden zu schlafen, nach fünf bis maximal zehn Minuten poppen sie gegen seinen Willen auf.

Das Schlimme bei solchem Erwachen ist die Gewissheit, dass in den nächsten Stunden keine Möglichkeit besteht, den Gefühlen etwas entgegenzusetzen. Gerade im Sommer erwacht Tobi meist zwischen fünf und sechs Uhr am Morgen, seine aufkommenden Ängste verhindern, dass er nochmal einschlafen kann. Er fühlt sich verschwitzt, die Decke ist klamm, feucht und er stinkt. Der gesteigerte olfaktorische Sinn ist ein weiteres Zeichen dafür, dass der Entzug nun nicht mehr fern ist.

Der Geruchssinn schlägt beim Entzug Kapriolen. Jeder Hauch, auch jener, der im Normalfall angenehm ist, wird nun von einer scharfen, unangenehmen Note dominiert. Dieses Phänomen existiert sogar beim eigenen Körpergeruch. Den nimmt man ja im Normalfall nicht wahr. Jetzt aber, entströmt Tobis weißer, magerer, mit schwarzen Borsten behaarter Brust ein ätzend saurer Odor. Wenn er sich auf die Seite dreht und die Bettdecke kurz anhebt, wird er von einer Welle noch übleren Gestanks überrollt.

Trotzdem, er gibt sich alle Mühe, wenigstens noch für eine halbe Stunde zu dösen. Um diese Uhrzeit, an einem Sonntag sind sowieso alle Geschäfte geschlossen. In einem Kaffee etwas zu trinken, kommt wegen monetärer Flaute

auch nicht in Frage. Er könnte ziellos durch die Stadt geistern. Er hat das in der Vergangenheit schon häufig getan. Die Straße rauf, die Straße runter, den Blick gesenkt, auf der Suche nach jemandem, der aussieht, als könne er etwas mit Drogen zu tun haben. Aber nicht heute, er hat kein Geld, keinen roten Heller. Er muss zuerst etwas aufreiben. Danach kann er sich auf die Suche nach Heroin machen. Er hört auf all die kleinen Wehwechen, die er in seinem Körper wahrnimmt. Es handelt sich nicht um wirkliche Schmerzen. Es ist eine Art Überempfindlichkeit. Ein kalter Lufthauch streicht über seinen Oberarm. Für einen Nicht-Süchtigen nur am Rande der Wahrnehmung und sofort wieder vergessen. Aber in Tobis Verfassung bleibt die Kälte, sie pflanzt sich unter die Haut fort, wandert zum Muskel, um schlussendlich den Knochen zu erreichen, um diesen in einen Eiszapfen zu verwandeln. Von da an strahlt die Kälte von innen aus ihm heraus. Es gibt kein Entkommen mehr. Tobi ist sich durchaus bewusst, dass sich all das in seiner Vorstellung abspielt. Helfen tut dieses Wissen nicht. Das viel größere Problem, das sich nun eröffnet und ebenfalls mit der Wahrnehmung zu tun hat, ist das Schleichen der Zeit.

Tobi erinnert sich, in der Schule manchmal das Gefühl gehabt zu haben, eine besonders langweilige Chemiestunde würde einfach kein Ende nehmen. Der Lehrer hätte genauso gut in Urdu sprechen können so viel verstand Tobi von der Materie. Diese Verlangsamung der Zeit damals ist mit dem was er nun erlebt nicht zu vergleichen. Der Blick auf den Sekundenzeiger ist die reinste Folter. So wie er jetzt unter der Bettdecke liegt, ist seine Sehnsucht nach dem High unermesslich. Vor allem, da es keinerlei Ablenkung gab.

Manchmal schaffte er es, einen Entzug mehr als einen Tag durchzuhalten. Am Ende war es fast immer dieses Zeitempfinden, das ihn scheitern ließ. Die Vorstellung vier bis fünf Tage so durchleben zu müssen, die schlimmste Zeit kommt erst am dritten oder vierten Tag, ist so unerträglich, dass Tobi schon in den ersten Minuten aufgibt.

Tobi erinnert sich. Nema erzählte ihm ganz am Anfang seiner Zeit mit Heroin, sogar wahrheitsgemäß, dass der Entzug etwa fünf Tage dauert. Er war damals überzeugt, diese paar Tage auf einer Arschbacke absitzen zu können. »Fünf Tage freie Zeit, mit grippeähnlichen Symptomen zu Hause vor der Glotze sitzen. Das kann doch nicht so

schlimm sein.« Jetzt kann er es kaum glauben, wie naiv er war.

Heute, Sonntag gibt er seinem Hirn die Aufgabe eine Lösung für sein Geldproblem zu finden. Je länger er sich in der Suchtspirale befindet, desto schwieriger gestaltet sich diese Aufgabe. Tobi hat sich von seinem Freundeskreis zurückgezogen. Er schämte sich, er will nicht, dass man ihn so sieht, so willensschwach, so ausgemergelt, so nur auf den nächsten Kick fokussiert.

Das erschwert das Betteln. Auch, wenn er den Mut hätte, sich bei seinen Kollegen zu melden. Es ist verdammt nochmal zu früh. Tobi bezweifelt, dass einer den Anruf um 7.30 Uhr am Sonntag entgegennehme. So wie er seine Freunde kennt, sind die eh verkatert. Nein, heute muss er kreativ sein.

Als Erstes, es hilft alles nichts, er muss aufstehen. Die innere Unruhe ist ein weiteres frühes Symptom der Entzugserscheinungen. Diese Unrast ist gerne mit einem Ziehen in den Beinen und mit Muskelzuckungen gekoppelt. Ein paar Tage später rucken Arme und Beine unkontrolliert, als ständen sie unter Strom. Gleichzeitig beginnt sich ein Druck auf der Brust aufzubauen, der so stark wird, als säße jemand rittlings auf einem. Dieser kontinuierliche Druck auf seine Lungen, lassen jeden Atemzug zu einem Seufzer werden. An Schlaf ist dann nicht mehr zu denken.

Soweit sind wir an diesem Morgen zum Glück noch nicht. Die Symptome geben nur einen Vorgeschmack auf das, was kommen wird.

Tobi begann zu planen. Zuerst einen Kaffee machen. Diesen gemütlich trinken und die Sonntagszeitung des Nachbarn »leihen«. Dann eine Dusche, sich anziehen und sich auf den Weg machen. Vorher muss er sich natürlich einen Plan zurechtlegen, wie er zu den erforderlichen flüssigen Mitteln kommt.

Dieser Plan tönt gut, kann aber nicht umgesetzt werden. In seinem präaffigen Zustand braucht er für jede Bewegung sehr lange, das Duschen lässt er weg. Der Gedanke an die kalte Luft, die seinen nassen nackten Körper umweht, hält ihn ab. Da stinkt er lieber.

Man fragt sich bestimmt, wieso plant Tobi nicht voraus?

...Fortsetzung folgt.